

## Aus meinen ostafrikanischen Tagen.

Dr. Winter.

Ostafrika — das Land der Sehnsucht für so manchen unserer jungen und auch ganz alten Kameraden. Es gibt wohl kaum einen unter der jungen Mannschaft der DKS, in dessen Wünschen Ostafrika nicht den ersten Platz einnähme, und wohl auch keinen unter den alten, die das Land gekannt und im Kriege mitverteidigt haben, denen es nicht immer wieder vor die Seele träte. Mir ging es wie den Jungen: Jenes Land zu sehen, war auch immer das Ziel meiner Wünsche.

Freilich, lange habe ich gewartet, bis die Wünsche Erfüllung fanden. Manchmal war es schon so weit, daß ich an's Pläne-machen denken konnte. 1928 sagte man es mir zu; und dann schien es auch mehrmals, als ob es in allernächster Zukunft Wirklichkeit werden sollte. Draußen machten die Kameraden schon Pläne, sparten ihren Urlaub auf, um mit mir zusammen Ostafrikas Berg, den eisbedeckten Kibo, zu besteigen. Aber wir alle rechneten ja nicht mit dem, was ich als „Lücke des Objektes“ bezeichnen will.

Im Sommer vorigen Jahres zog ich, nachdem ich eigentlich alle Hoffnung hatte fahren lassen, nun doch noch aus. Viel Zeit zur Vorbereitung blieb nicht. Aber am 26. August war es doch so weit, daß ich Wilhelmshof auf Wiedersehen sagen konnte. In Frankfurt wartete Kamerad Berthold auf mich, der mit mir die Reise nach Ostafrika machen wollte; er ging zu Kamerad Kempf nach Mbeya.

Heute einen ausführlichen Bericht zu geben über alles, was ich sah, was ich erlebt und gelernt habe, dazu fehlt es mir an Zeit und fehlt vielleicht auch dem „Kulturpionier“ der nötige Raum. Wer selbst drüben gewesen ist, weiß, daß jeder Tag ausgefüllt ist von Neuem und Schönerem, daß jeder Tag neue Dinge und vor allem neue Menschen heranbringt — angefangen mit dem Tag der wundervollen Fahrt durch die Schweiz und endend mit dem dämmernden Morgen, in dem Wizenhausen wieder vor mir auftauchte.

Daß aber in jenen ostafrikanischen Tagen die Entscheidung über meinen ferneren Lebensweg, die Trennung von der mir lieb gewordenen Arbeit und Arbeitsstätte, fallen würde, das hätte ich, als ich damals auszog, nie geglaubt.

Die Fahrt von Genua bis Port Said war so schön, daß Kam. Berthold immer wieder sagte: „ich weiß garnicht, was wir ver-

brochen haben, daß es uns so gut geht“. Port Said, Suez-Kanal — aber dann wurde es arg. Das Rote Meer kann unangenehm sein, besonders im September. Wir haben es genossen — 9 Hitze-tage; am schlimmsten war es in Djibuti, dem französischen Hafen, der so ganz französischen „Kultureinfluß“ erkennen läßt. Die Gluthitze Adens war demgegenüber ganz erträglich. Ein interessanter Tag in Mombassa, und dann kam mit Tanga unser altes Deutsch-Ostafrika in Sicht. Zum ersten Male, seit wir auf See sind, sehen wir deutsches Land, deutsch in seiner Freundlichkeit und Sauberkeit — aber Engländer sind die Herren. Kaum fällt der Anker, steigen schon die ersten Besucher aus den Boten. Kein Bekannter zu sehen. Umso größer ist die Freude, als plötzlich die Kameraden Treue und Mummert, den ich am wenigsten vermutet hatte (er wohnt oben in Usambaras Bergen) vor mir stehen.

Abschied vom Schiff ist schnell genommen, und nach kurzer Rundfahrt durch Tanga geht es hinaus nach Mlingote, wo ich für's erste Quartier nehmen darf, und wo ich im Hause Treue's mich bald ganz heimisch fühlte. Hier und überall, wo ich bei Witzenhäusern einkehrte, dasselbe herzliche Willkommen; und ich muß allen unseren Kameraden draußen das Kompliment machen, daß ihre Frauen so viel vom Geist von Wilhelmshof, dem Geiste innerer kameradschaftlicher Verbundenheit, in sich aufgenommen haben. So viel Dank ich auch den Kameraden draußen selbst schulde — sie werden mich verstehen, wenn ich dazu setze: ebenso viel dankbaren Erinnerens lebt in mir, wenn ich der Hausfrauen draußen gedenke, und was mir dabei immer wieder in den Sinn kommt, ist, daß ich jetzt richtig einschätze, was es für einen Pflanzler draußen, der fern der Heimat Tag aus, Tag ein in seiner Arbeit steht, bedeutet, wenn ihm die Frau ein deutsches Heim voll Freundlichkeit und Behaglichkeit beschert.

Mlingote, am Fuße der Magrotto-Gruppe war Standquartier für die ersten Wochen, und damit das Wiedersehen mit den alten Kameraden möglichst nett und konzentriert sei, hatte Kamerad Treue die Kameraden aus dem Tanga-Bezirk für Sonntag, den 21. September, zu einer DKSer-Zusammenkunft zu sich geladen. Alle Geladenen hatten sich zwar nicht freimachen können; aber es war doch eine ziemlich große Kaffeetafel. Neben dem Hausherrn und der Hausfrau waren erschienen Kamerad Findeisen sen. mit Frau und Sohn, Schwarze mit Frau, Ringhardt (damals noch ohne Braut oder Frau), Hagenbach, Wagenhoff, Zarnack und Heine. Als dann endlich ein eignes Auto beschafft war, konnte ich selbst hinaus ins Land fahren. Die erste Fahrt galt Amani, der wundervoll gelegenen ehemaligen deutschen landwirtschaftlichen Versuchsanstalt in den Vorbergen von Usambara. Drei schöne Tage habe ich dann bei Kamerad Schwarze in Sakura verbracht. In Kilimanguido war ich eine Nacht Gast bei dem Vater unseres Kameraden von Fritschen und auf dem Heimwege habe ich für einige Stunden Kamerad Müller, Marungu aufgesucht, bei dem ich Kellermann traf. Ein ganzer Tag gehörte

dann der Pflanzung Ngomeni; es war ein anstrengender, aber sehr lehrreicher Tag, in dem ich mit dem Pflanzungsleiter Kam. Findeisen und seinem Chef, Herrn Abdullah, kreuz und quer durch Pflanzungen und Pflanzungs-Probleme gewandelt bin. Kam. Wagenhoff war ganz in seinem Element und an Kamerad Zarnack konnte ich bewundern, wie er mit 10% Kisuaheli und 90% Deutsch und Englisch und Zeichensprache seine Schwarzen dirigierte.

Als ich von dem Besuch der von Brandis'schen Pflanzungen Mjesani, Lanzeni, Sigi Segoma, wo die Kameraden v. Amsberg und Schüder meine Führer waren, nach Mlingote zurückkam, da trat die Frage an mich heran, ob ich meine mir lieb gewordene Arbeit in Witzehausen mit einem neuen Arbeitsfelde in Berlin vertauschen wolle, da wartete ein umfangreiches Telegramm unseres Kameraden Reichsminister Darré auf mich. In meiner Zusage lag zwangsläufig der Verzicht auf einen großen Teil der für Ostafrika vorgesehenen Zeit. Bis Januar wollte ich im Lande bleiben; daraus wurde nun nichts — nur gut, daß das nächste Schiff, das ich zur Heimat benutzen sollte, erst am 29. 10. fuhr.

Nun hieß es Pläne machen, wie man diese 3½ Wochen noch bis zum äußersten ausnutzen könne. Um es vorweg zu nehmen: mehr leisten konnte man wirklich nicht, als ich mir vorgenommen hatte und auch durchgeführt habe. Freilich habe ich viel Glück dabei gehabt — alles ist programmäßig gegangen; Regen, der die Wege unpassierbar macht, habe ich nur im Tangabezirk und in den Bergen von Usambara erlebt; mit Fieber und anderen unangenehmen Dingen habe ich keine Bekanntschaft gemacht, und auch das Auto hat — abgesehen von einigen Brüchen, die schnell zu beseitigen waren, — bis zuletzt durchgehalten.

Eines habe ich mir allerdings nicht nehmen lassen: Ich war trotz der knappen Zeit noch Gast bei der Hochzeit unseres Kam. Ringhardt, die Kamerad Treue und Frau in Mlingote austrichteten; und ich freue mich, daß ich mir die Zeit genommen habe, konnte ich doch gerade an dem Tage sehen, wie die Menschen, die durch Wilhelmshof gegangen sind, in ihrer Persönlichkeit und in ihrer Arbeit drüben eingeschätzt werden. Ich war an diesem Tage stolz, mich als Witzehäuser bekennen zu dürfen; und ich war denen dankbar, die unseren Kameraden soviel Verständnis und herzliches Entgegenkommen erwiesen haben. Dieser Dank gilt vorzugsweise dem Leiter der Usagara-Unternehmen in Ostafrika, Herrn Gaehde und seiner Gattin, denen ich auch aus mancherlei persönlichen Gründen herzlichen Dank schulde.

Kam. Ringhardt hatte ich schon einige Tage vor der Hochzeit in Makinjumbi besucht und hatte bei der Gelegenheit auch unseren alten Kameraden von Geldern-Crispendorf in Muyussi zwischen Kapok und Chillipeffer einen kurzen Besuch abgestattet. Nach dem Hochzeitstage aber ging es mit Riesenschritten nach dem Norden. Zwei Tage Usambara ist sehr wenig; aber Wilhelmstal Soni, Bumbuli, Vuga und Franz Mummert und Schwester Käth's freundliches Haus oben in Ponde habe ich doch auffuchen können.

„Gruppe 2 a!“ Aha, dazu gehöre ich auch. „Landwirtschaft Vorwerk, Vesper mitnehmen.“ Na also, das hat mir gerade noch gefehlt. — Die ganze Gruppe wird auf unseren neuen Schnelllastwagen geladen und im Eilzugstempo geht es raus zum Vorwerk. Es ist ja wirklich fabelhaft, wie die Feuerwehr durch die Gegend zu brausen, aber schließlich — je schneller man fährt, desto länger muß man arbeiten.

Die Häuser von Wizenhausen sausen links und rechts vorbei, einige Mägdelein lachen vergnügt, wenn wir ihnen in unserer ulkigen Aufmachung zuwinken. Jetzt fahren wir in die große Kurve an der Ritzmühle, da ist die Gellster, Staffel, schon sieht man das Vorwerk stattlich abseits der Straße liegen, wir fahren in den Seitenweg, biegen zwischen zwei Gebäuden in den großen Wirtschaftshof ein und halten. Mit einem Hurra wird Meister Speck, der uns bereits erwartet, begrüßt. Ohne sich um unsere Beeinflussungen und guten Zureden zu kümmern, drückt er jedem eine Hacke in die Hand, es geht ins Feld hinaus, Rübenhacken. Wir schwärmen in Linien zu drei Gliedern aus und bewegen uns den langen Acker auf und ab. Kein Unkraut darf stehen bleiben, kein Rübenpflänzchen zertreten werden, denn hinter uns geht Meister Speck und ihm und dem lieben Gott bleibt nichts verborgen. Um halb 4 Uhr ist Vesperzeit. Wir lagern uns, da das Wetter schön ist, gemütlich am Rain, die mitgebrachten Butterstullen werden vertilgt, Pfeifen und Zigaretten tauchen auf, die Stimmung wird gehobener. Preußisch, sächsisch, schwäbisch, bayrisch schwirren die Stimmen durcheinander.

„Mensch, was ich von der vielen geistigen Arbeit für Blasen an der Stirn habe.“ Es ist ein Kandidat, der sich mit Rübenhacken absolut nicht befreunden will. Zwei andere streiten über den Wert der neuen Tiefstallanlage auf dem Vorwerk. „S'wird scho stimmma, wanns da Herr Direkta anngeschafft hot.“ Diese im gemütlichen langsamen Ton vorgebrachte Aelplerrede beschließt das Thema.

Los! Ran an die Arbeit, 4 Uhr. Meister Speck läßt seine aufpeitschende Stimme ertönen, mit dem Erfolg, daß plötzlich unsere Uhren 10 vor 4 zeigen. Die Debatte, welche Uhr nun eigentlich richtig geht, füllt die nächste viertel Stunde aus. Schließlich gehen wir wieder gebückt, die Hacke in der Hand, auf und ab, auf und ab. Die Leute werden ruhiger, jeder ist mehr mit sich selbst beschäftigt. So verläuft langsam die Zeit. Um viertel vor sechs werden die Geräte gepuht, die Gruppe geht verstreut ins Vorwerk, wo das Auto schon wartet. Kurze Zeit später bin ich in meinem Zimmer, ziehe mir die Klamotten aus und laufe ins Bad. Erfrischt und verjüngt wie der Vogel Phönix mache ich „grande Toilette“ und gehe noch das viertel Stündchen vor dem Abendbrot auf den Bummel.

Die Glocke ruft zum Essen; es klingt so etwas nach Arme-sünderglöcklein. Dasselbe Bild im Speisesaal wie zu Mittag, nur die Stimmung ist etwas erwartungsvoller und unternehmungslustiger. Als der Gongschlag das Essen beschließt, steht im Augen-

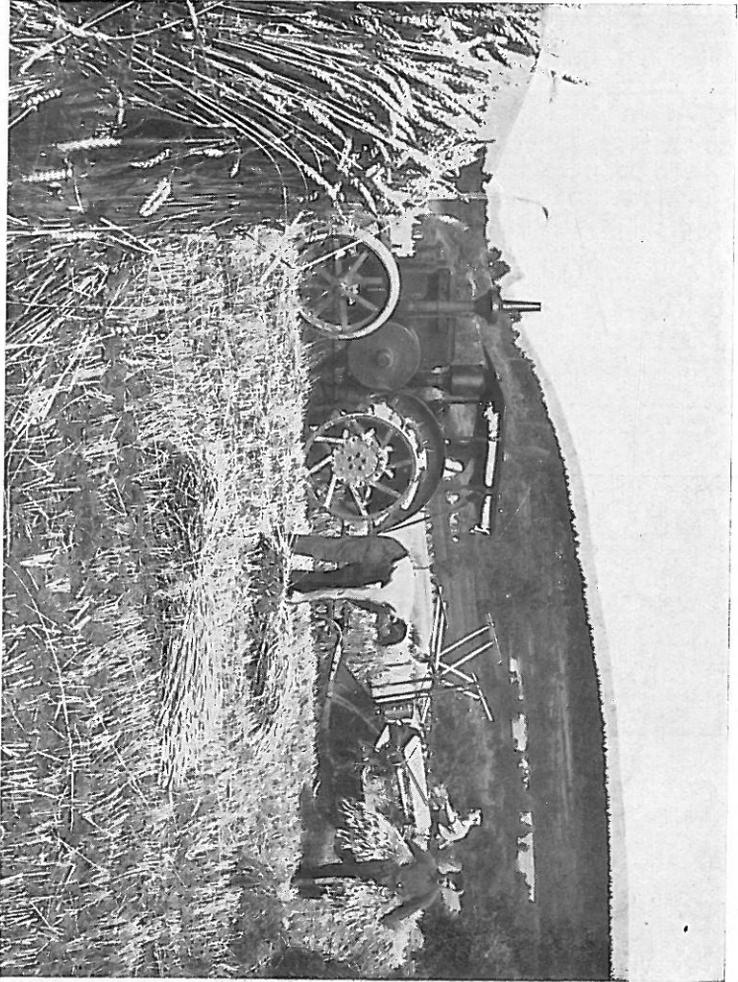
blick der Saal leer. Ich bin noch unschlüssig, was ich beginnen soll, da schlägt mir einer auf die Schulter „Wir wollen uns mal einen ausknobeln, ich habe es satt, jeden Abend nüchtern ins Bett zu gehen“. Also, dann los! Überall in der Stadt sieht man die D. K. S. vertreten. Hier geht eine ganze Partie in's Kaffeehaus, dort erkundigt sich ein Trupp liebevoll bei einem Stadtpolizisten nach dessen Wohlergehen, die Mehrzahl zieht hinab zur Werrabrücke, setzt sich semesterweise gruppiert auf die Zwickel, und nun wird alles, was die Brücke passiert, durch den Kakao gezogen. Ich setze mich mit meinem Kumpanen und einigen Kameraden in die Kneipe und wir knobeln uns einige Biere aus. Durch das Fenster sieht man noch etliche Praktikanten, die ihre Männlichkeitskomplexe mit Handbewegungen und blasierten Worten der staunenden Umwelt kundtun.

Die Sonne ist bereits untergegangen, in den Straßen dämmert es langsam. Ich verabschiede mich von meinen Kameraden und gehe langsam der D.K.S. zu. Auf unserem Park liegt eine blüten-schwere Schwüle. Ich komme an unserem kleinen Weiher vorbei, Trauerweiden greifen mit ihren Armen in das Wasser. Der ganze Garten träumt befriedigt, nur ein kleiner kühler Luftzug erinnert an des Tages frische Kraft und Arbeit.

Vom Hauptgebäude hört man eine Ziehharmonika ein altes Lied üben; einfach... denn der Spieler ist ja kein Künstler. Vom Arbeitsdienstlager tönt der Zapfenstreich herüber. Die Nachtruhe kommt.



Der neue Tieffstall auf dem Vorwerk.



Bei der Ernte am Dorwerke.